

Andreas Rodenheber

Mitteilungen aus Miamisburg

Schauerroman

LESEPROBE

LESEPROBE

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über dnb.dnb.de abrufbar.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen
insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß §44b UrhG
(„Text und Data Mining“) zu gewinnen, ist untersagt.

© 2026 Andreas Rodenheber

Titelbild: Stephen J Taylor, iStock

Die kursiv gesetzten Zitate folgen gemeinfreien Originalausgaben beziehungsweise gemeinfreien Übersetzungen. Als Textgrundlage dienten unter anderem die bei Projekt Gutenberg und Project Gutenberg verfügbaren Editionen.

Verlag: BoD · Books on Demand GmbH, Überseering 33,
22297 Hamburg, bod@bod.de

Druck: Libri Plureos GmbH, Friedensallee 273, 22763 Hamburg

ISBN: 978-3-6963-6186-0

Der Häher	1
Kohlenmänner	11
Kur unter Bäumen.....	21
Scotch in der Belle Etage.....	31
Das Perlmuttermesser	47
Windbeutel	53
Dungeons Without Dragons	67
Im Schacht.....	79
Das Leinensakko.....	91
Schrödingers Zwetschkuchen	101
Millennium-Clock.....	113
Vier Seelen	119
Der Anruf.....	143
Nun fahre Welt und alles hin	153
Den Willigen führt das Schicksal	165
Wie schön blüht uns der Maien.....	175
Zum Roten Backfisch	193
Das Gespenst der Liebe	205
Beckhams Flanke	217
Ausfahrt	225
Panzerbau	239
Sehnsuchtsorte	251
Übers Meer und flussauf	267
Die Erzählung des Goldhändlers	275
Epilog – Vier Seelen.....	283

„Ihre Lage ist eine ganz besondere; Sie stehen dem Glücke sehr nahe, ja, Sie brauchen nur die Hand danach auszustrecken. Das ganze Material zum Glück ist vorbereitet; es bedarf nur noch eines einzigen Zuges, um alles zusammenzufügen. Nur der Zufall hat es an getrennten Orten aufgehäuft. Lassen Sie es sich nähern – und das Ende wird Glück sein.“

Charlotte Brontë, Jane Eyre

DER HÄHER

Als ich ein wenig erschöpft und mit feuchten Haaren aus dem Bewegungsbad auf die Station zurückkam, bemerkte ich am Ende des Flurs eine seltsame Prozession, deren Teilnehmer ausnahmslos strahlend weiß gekleidet waren. Angeführt wurde sie von der resoluten Stationsschwester, dann folgte der Chefarzt, der ein älterer Professor mit internationalem Renommee war. Dahinter stolzierte würdig der Oberarzt einher, der mich bei der Aufnahme persönlich untersucht und instruiert hatte. In seinem Schatten wandelten der Stationsarzt und der Assistenzarzt, beide ein wenig blass um die Nase, und den Abschluss bildete eine junge Krankenschwester, die ich noch nie gesehen hatte.

Dieser illustre Zug wandte mir den Rücken zu, sodass ich in aller Ruhe beobachten konnte, wie die Stationsschwester die Tür zu einem Patientenzimmer öffnete, halb eintrat und sie für die Nachfolgenden aufhielt, die einzeln hintereinander feierlich hineingingen. Der Chefarzt, der Oberarzt, der Stationsarzt, der Assistenzarzt, die junge Schwester. Dann schloss sich die Tür wieder und das Schauspiel war fürs Erste vorüber.

Ich huschte eilig den frisch gebohnerten Gang entlang in mein Zimmer, das genau hinter dem lag, in dem man sich gerade zur Visite versammelt hatte, setzte mich in meinem hellblauen Bademantel auf die Bettkante, und zehn Minuten später hatte ich das Vergnügen, von dort aus die gleiche

Prozedur noch einmal aus umgekehrter Perspektive zu erleben. Die Stationsschwester, die die Tür aufhielt, der Chefarzt, der entschlossen hereinkam, dann der Oberarzt, der Stationsarzt, der Assistenzarzt, die junge Schwester. Sie alle versammelten sich nun sehr förmlich an meinem Bett, um nach meinen Fortschritten zu sehen, nachdem man in den Tagen davor bereits einige vielversprechende Behandlungsmaßnahmen eingeleitet hatte, um mich von den Schulter- und Rückenschmerzen zu kurieren, die mich in den vergangenen Monaten langsam, aber sicher mürbe gemacht hatten. Der Oberarzt trat an mich heran und ließ sich vom Stationsarzt ein Klemmbrett reichen, von dem er einen stakkatoartigen Rapport über die Laborbefunde und meine für die Zukunft geplante Medikation vorlas.

Der Professor stellte sich daraufhin väterlich an meine Seite, schenkte mir ein wohlwollendes Nicken und versicherte mir mit sanfter Stimme:

„Das ist ja nun schon eine recht vernünftige Therapie!“

Das exakt gleiche Gespräch fand zwei Minuten später am Bett meines Zimmernachbarn statt, dann verschwand die ganze Erscheinung wieder, wie sie gekommen war, in der einzig angemessenen und legitimen Reihenfolge. Die Stationsschwester als Türöffner, der Chefarzt, der Oberarzt, der Stationsarzt, der Assistenzarzt. Die junge Schwester schloss die Zimmertür hinter der Gruppe. Als sie sich nach der Türklinke umdrehte, quietschte das Linoleum unter ihren blütenweißen Clogs wie eine zertretene Maus.

Nach längerem Grübeln wuchs in mir der Verdacht, dass ein Gespensterzug an mir vorübergezogen sein musste. Das wirklich Beunruhigende an dieser Vermutung war indes ihr Umkehrschluss, denn wenn mir diese sicherlich alle sehr anständigen und honorigen Menschen als Gespenster erschienen, mochte auch ich selbst für andere etwas Gespenstisches

haben, zumal ich in den vergangenen Monaten nur noch wie ein Schatten meiner selbst herumgeschlurft war.

Am Nachmittag sollte ich laut Behandlungsplan ein Gespräch mit einem auf Schmerztherapie spezialisierten Psychologen haben. Ich sah diesem Termin mit gemischten Gefühlen entgegen, denn ich wählte mich bereits auf einer Couch liegend den freundlichen, aber bohrenden Fragen eines bärtigen und bebrillten älteren Herrn ausgesetzt. Ich hatte mir daher vorgenommen, mich bei Dr. Warnickel, das war der Name, der auf dem Plan stand, zunächst einmal bedeckt zu halten, was die tieferen Schichten meines Daseins betraf.

Umso erstaunter war ich, als ich beim Anklopfen am Sprechzimmer, das am äußersten Ende eines anderen Flurs lag, eine weibliche Stimme vernahm. Ich trat ein. So wie der Flur ein Nebenflur war, schien dieses Zimmer ein Nebenzimmer zu sein. Es war mit allerhand schmucklosen Schränken vollgestellt. Eine Couch war nicht zu entdecken, was mich einerseits beruhigte, andererseits verblüffte mich die Lieblosigkeit der ganzen Inszenierung.

Ein kleiner, mit Akten überladener Schreibtisch stand quer im Raum und unterteilte diesen in einen hinteren und vorderen Bereich. Der vordere, schmale und mit einem einfachen Stahlrohrstuhl bestückte Teil war offenbar mir zugewiesen. Auf der anderen Seite des Schreibtischs, der durch die Aktenschränke flankiert wurde, saß Dr. Warnickel. Sie war eine Dame mittleren Alters, die ich bereits mehrfach auf den Fluren gesehen und in ihrem grauen, konservativ geschnittenen Kostüm für eine Verwaltungsfachkraft gehalten hatte, da sie stets mit umfangreichen Handakten unterwegs war.

Sie blickte kurz von den Zetteln auf, die vor ihr auf dem Schreibtisch ausgebreitet lagen, und bedeutete mir mit einer kunstvollen Augenbewegung über den goldenen Rand ihrer Brille hinweg, ich solle mich setzen.

Nachdem sie ihre zweifellos sehr wichtige Verwaltungsarbeit zu ihrer vollen Zufriedenheit erledigt hatte, fragte sie, den Blick konzentriert auf ihre Papiere gesenkt und mit einem billigen, kratzenden Kugelschreiber eine lange Liste abhakend, meine persönlichen Daten ab. Dann sah sie mir ganz unvermittelt direkt ins Gesicht.

„Sie sind Akademiker, wie ich sehe“, sagte sie, „Sie sind also gewohnt, strukturiert vorzugehen. Ich denke, das kann die kognitive Verhaltenstherapie sehr erleichtern!“

Das war nun reichlich Stoff für einen ersten Satz und ich knabberte einen Moment am Verfertigen einer gebildeten Antwort. Zunächst einmal fühlte ich mich mit einem Abschluss in Literaturwissenschaft nicht unbedingt als Akademiker, eher als Amateur im eigentlichen Sinne, also als Liebhaber. Wie weit ich ein strukturierter Charakter war, darüber hatte ich noch nie ausgiebig nachgedacht. So griff ich kurzerhand nach einem die Konversation rettenden Strohalm und stellte beherzt eine Frage:

„Kognitive Verhaltenstherapie, was darf ich mir denn eigentlich genau darunter vorstellen?“

Als der Satz im Raum stand, freute ich mich darüber, dass ich das „Eigentlich“ und das „Genau“ eingestreut hatte, denn beides signalisierte, dass ich möglicherweise bereits eine rudimentäre Vorstellung von dieser Therapieform hätte, was allerdings ganz und gar nicht der Fall war. In Wahrheit schaute ich in diesem Moment wie das sprichwörtliche Schwein ins Uhrwerk, woran auch die nun folgenden, etwa zehnminütigen Ausführungen von Frau Dr. Warnickel kaum etwas änderten.

Immerhin verstand ich so viel, dass es in unseren Sitzungen darum gehen würde, wie ich meinen Schmerz besser managen könnte; das war tatsächlich der Ausdruck, den sie benutzte. Es komme darauf an, mir kleinster und feinsten Veränderungen gewahr zu werden und jeden Fortschritt als Ermutigung zu verstehen, um häppchenweise die Kontrolle

über die Situation zu gewinnen und mich Schritt für Schritt aufzurichten.

Nach dieser kompakten Erstsemester-Vorlesung ging sie mit mir einen umfangreichen Stapel von eng bedruckten Listen durch, in denen ich auf einer Skala von 1 bis 10 meine Schmerzintensität und meinen Umgang damit protokollieren sollte.

Ratloser als zuvor verließ ich nach einer Dreiviertelstunde die Kammer des kratzenden Kugelschreibers. Unter dem Arm hatte ich einen Packen mit Fragebögen und eine kleine Broschüre, die sich Schmerztagebuch nannte. Darin sollte ich künftig täglich und möglichst lückenlos meine Fortschritte und Rückschritte – ja, auch zu Stagnation und Regression würde es zwischenzeitlich gewiss kommen, erklärte mir Frau Dr. Warnickel – sorgfältig protokollieren. Anschließend hatte sie mich durchdringend angesehen und mich mit den Worten entlassen:

„Sie sind gerade mal dreißig, ihr Körper kann noch gut regenerieren. Nehmen Sie sich Zeit und Muße dafür!“

Nachdem mir die Ärzte und Physiotherapeuten im Verlauf dieser und der nächsten Woche noch zahlreiche sehr wohlmeinende Ratschläge gegeben, eine ganze Batterie segensvoller Medikamente verschrieben und eine Krankenschreibung für einige weitere Tage ausgehändigt hatten, fühlte ich mich hinreichend wiederhergestellt, um das beschauliche Leben in meiner kleinen Zweizimmerwohnung im südlichen Teil der Stadt fortzusetzen.

Es war Ende April und für die Jahreszeit deutlich zu kühl. Vom Südbahnhof her pfiff eine Lokomotive, kurz, schrill, unvermittelt, zweifellos ein Achtungspfiff. Ich drehte die Heizung auf und hörte ein leises Klopfen, dann ein Glucksen. Ich stellte mir kleine Lebewesen vor, die in meinem Heizkörper hausten. Sie krallten sich an dem rostigen Metall der Innenwände fest, bis sie der Schwall einströmenden

warmen Wassers aufwirbelte, losriss und schließlich mit sich in die Abgründe nahm, aus denen sie gekommen waren und in die sie nun im ewigen Kreislauf zurückkehrten.

Derart mit einer gehörigen Portion metaphysischer Gedanken bewaffnet, stellte ich mich ans Fenster und begann mit den Dehnübungen, in die man mich in der Klinik eingewiesen hatte. Dabei ließ ich die Heizungswärme über meine Beine langsam in den ganzen Körper aufsteigen und blickte hinunter auf die stille Seitenstraße, in der ich seit drei Jahren wohnte. An ihrer Einmündung in eine belebte Einkaufsstraße bog gerade mit vertrautem Kreischen eine Straßenbahn in den engen Radius zum Südbahnhof ab, als ich dort auf dem Gehweg einen merkwürdigen Gesellen wahrnahm. Der Gestalt nach war es ein Rabenvogel, der allerdings mindestens die Größe eines Kleinkindes hatte, wenn nicht mehr. Genauer war das vorläufig schwer zu schätzen, aber dass es sich um eine optische Täuschung handelte, schloss ich sofort aus. Zu bestimmt, zu gravitatisch schritt dieser selbstbewusste Kerl daher.

Ich schaute mir sein Gefieder genauer an und kam angesichts der Anordnung der hellbraunen, weißen, schwarzen und blauen Federn zum Schluss, dass es sich um einen übermäßig groß gewachsenen Eichelhäher handeln musste. Das war nun einigermaßen ungewöhnlich. Aber noch viel mehr als die Tatsache, dass dieser Vogel, der sonst bekanntlich Wälder und Parks bevorzugt, hier so unbekümmert über einen großstädtischen Gehweg schritt, beschäftigte mich der Kontrast des bunten Gesellen zu den blütenweißen Gespenstern, die ich ein paar Tage zuvor gesehen hatte.

Ich war so weit in der Sagenwelt bewandert, dass ich um die Rolle der Rabenvögel im Allgemeinen als Botschafter einer jenseitigen Welt und des Eichelhähers im Besonderen als Wächter verborgener Schätze wusste, und verglichen mit dem blutleeren Gespensterzug, den ich in der Klinik beobachtet hatte, kam mir diese Erscheinung mitten in der

Öffentlichkeit sogar natürlicher, selbstverständlicher und keineswegs beunruhigend vor.

Ohne langes Nachdenken griff ich mir meinen schwarzen Übergangsmantel vom Haken und steckte vorsorglich meine bunte Wollmütze ein. Dann ging ich hinunter auf die Straße, entschlossen, mich diesem seltsamen Vogel anzuschließen. Während ich aus der Haustür trat, sah ich ihn an der Straßenecke auf der Stelle trippeln. Es schien, als wartete er auf mich, was mich mit einiger Zuversicht erfüllte. Als ich näherkam, ging er die Einkaufsstraße hinunter. Ich hatte Häher bislang nur hüpfen sehen, aber dieses Exemplar fiel sogleich wieder in sein feierliches Schreiten. Dabei wunderte es mich nun allerdings sehr, dass er nirgends Anstoß erregte, und zwar in doppeltem Wortsinn. Obwohl der Gehweg um diese Zeit kurz nach Mittag von etlichen Passanten bevölkert war, die in ihrer Pause eine Kleinigkeit gegessen oder Einkäufe erledigt hatten und sich nun auf dem Rückweg zu ihren Büroplätzen befanden, wurde er von niemandem angerempelt.

Hin und wieder sah ich fast einen Zusammenstoß kommen, aber jedes Mal drehten die Passanten kurz davor noch ab, verließen aus mir unerfindlichen Gründen ihre vorgezeichneten Bahnen, stockten einen kurzen Moment oder entschlossen sich, was sich aus ihrem bisherigen Weg gar nicht angedeutet hatte, mit raschem Schritt in einen Ladeneingang zu treten oder schnell auf die andere Straßenseite zu wechseln. Dabei schien keiner von ihnen den merkwürdigen Fußgänger zu sehen, sonst wäre es ja ohne Zweifel zu erstaunten Reaktionen, wenn nicht zu einem Menschauf-
lauf gekommen.

Der Eichelhäher ging indes unbekümmert und zielstrebig seines Weges. Er drehte sich kein einziges Mal um, aber hin und wieder kam es mir vor, als rollte er seine listigen kleinen Äuglein ganz nach hinten, um sich zu versichern, dass ich ihm noch folgte.

So kamen wir zur Uferpromenade, auf die er ohne Zögern links einbog. Nach wenigen Metern schwenkte er in den Park eines der dort ansässigen Museen ein und ließ sich mit einem eleganten Hüpfen auf der Lehne einer Parkbank nieder. Nun schaute er mich erstmals direkt an, indem er seinen Kopf langsam zur einen, dann zur anderen Seite drehte. Sein Blick war einladend und schien mir sagen zu wollen, dass ich mich ruhig zu ihm setzen solle. Ich näherte mich ihm vorsichtig, er zeigte keine Anzeichen von Scheu oder Furcht. So nahm ich schließlich neben ihm Platz und er hüpfte sogleich von der Lehne auf die Holzplatten der Sitzfläche herunter, damit ich ihn ohne Verrenkungen mustern konnte.

Mir war bekannt, dass sich Eichelhäher darauf verstehen, allerhand Laute, darunter auch menschliche, nachzuahmen. Daher hätte ich mich nicht gewundert, wenn er angefangen hätte, mit mir zu sprechen. Das tat er nun auch, allerdings nicht durch irgendwelche Töne, die von meinem Trommelfell aufgenommen wurden. Vielmehr formten sich seine Worte direkt in meinem Kopf und hallten dort wider, ohne dass ich zu sagen vermocht hätte, wie sie dorthin gekommen waren.

„Schön, dass es dir gut geht!“, sprach er mit einer Würde, die der seines Einherschreitens entsprach.

Ich nickte und antwortete mit einem kurz angebundenen Murmeln, denn ich wollte weiß Gott nicht für jemand gehalten werden, der allein auf einer Parkbank sitzt und mit sich selbst redet.

„Geht so. Schon etwas besser!“

Er nahm meine Worte offenbar freudig auf, denn er warf mir ein aufmunterndes Kopfnicken zu.

Eine junge Frau mit einem Kinderwagen und einem weiteren Kind, das bereits laufen konnte, kam auf dem kleinen Pfad vorbei. Die Mutter beachtete mich nicht, aber das kleine Mädchen in seinem viel zu großen Mäntelchen schien

einen Moment zu stützen. Es blickte zu mir herüber, wirkte erst interessiert, drehte sich dann aber doch weg und stolperte dem Kinderwagen hinterher. Als es die Mutter eingeholt hatte, streckte es den Arm nach oben und wollte an die Hand genommen werden.

Es war nicht viel los an diesem Tag im Park, so saßen der seltsame Vogel und ich eine ganze Weile still nebeneinander. Ich hatte den Mantelkragen leicht hochgeschlagen, trotzdem fröstelte es mich anfangs etwas, dann kam eine matte Sonne hinter dem Wolkenschleier hervor und wärmte mir ein wenig den Rücken. Langsam entspannten sich meine Schultern und glitten kaum merklich nach unten. Ich würde das am Abend in meiner Checkliste vermerken müssen, dachte ich noch, vielleicht unter dem Punkt ‚Ich habe eine neue Schmerzbewältigungsstrategie angewandt‘, kam dann aber ins Grübeln. Konnte mich tatsächlich so ein schwacher Sonnenschein aufgewärmt haben, oder ging die Wärme nicht vielmehr von dem Vogel aus, der sich inzwischen behaglich neben mir aufgeplustert hatte? So friedlich und in sich ruhend saß er da, dass ich mich traute, ihm eine Frage zu stellen.

„Meinst du denn, die Kleine hat dich eben gesehen?“

Ein Moment Stille, dann gab es in meinem Kopf ein Geräusch, als hätte sich jemand geräuspert. Ich spürte förmlich, wie der Häher tief Luft holte, und ich vernahm nun hell und klar die Worte:

„Vermutlich, wenn auch nur für einen kleinen Moment. Kinder haben ein besonderes Talent, hinter den Vorhang zu sehen und die Übergänge zu erkennen. Das solltest du auch wieder lernen!“

So sehr es mich faszinierte, dass er offenbar recht ausführliche Sätze in meinem Kopf bilden konnte, war ich andererseits nach einem Moment des Nachdenkens doch ein wenig enttäuscht, denn schließlich war seine Aufforderung bei genauerem Hinsehen nicht viel mehr als einfach nur ein recht

beliebiger Glückskeksspruch. Doch gleich darauf durchströmte mich ein neuer, überaus erstaunlicher Gedanke. Ich studierte von der Seite noch einmal sehr gründlich seine braunen, blauen, weißen und schwarzen Federn, die inzwischen im immer kräftiger werdenden Sonnenlicht geheimnisvoll schimmerten.

Da wurde mir endlich klar, dass es sich bei dem Häher um niemand anders als Konrad handeln konnte.

LESEPROBE

KOHLENMÄNNER

Konrad hatte ich vor vielen Jahren zum Beginn eines Wintersemesters kennengelernt. Ich studierte damals in einer verträumten Universitätsstadt, trug jeden Tag die gleiche Jeans und farblich unwesentlich variierende Sweatshirts. Meine Füße steckten in Sportschuhen, die man zu dieser Zeit noch nicht Sneakers nannte, jedenfalls nicht an der Uni und auch nicht in der WG, in der ich wohnte, und das, obwohl zwei von uns Anglisten waren. Über meinem erlesenen Ensemble trug ich einen militärgrünen Parka ohne Abzeichen. In der Jute-Umhängetasche, die ich eng an mich presste, als ich mich an Schmidts Kohlenwagen vorbeizwängte, befanden sich ein großer Spiralschreibblock und zwei, drei Bücher, an die ich mich nicht mehr genau erinnere. Wahrscheinlich alles Suhrkamp, das hätte mir damals jedenfalls ähnlichgesehen. Um es kurz zu machen: Es war einmal vor langer Zeit.

Schmidt war der Vermieter des kleinen Hinterhauses, in dem seit vielen Generationen studentische Wohngemeinschaften in ständig wechselnden Zusammensetzungen hausten. Sein Kohlenwagen war ein Goliath Dreirad mit Pritsche und einer speckigen Plane darüber, das an diesem Tag nur knapp in die schmale Hofeinfahrt mit ihrem ausgefahrenen Kopfsteinpflaster passte, weil an der Hauswand entlang eine Reihe von Kohlensäcken gestapelt war. Das Geräusch des Zweitakters war leicht mit einem Moped zu verwechseln, die Abgasfahne verströmte den bedenklichen

Geruch eines fetten Benzin-Öl-Gemischs. Gerade als ich zur Haustür hinausgegangen war, war der Motor mit einem mehrfachen Stolpern verstummt. Das Geräusch erinnerte an eine Herzrhythmusstörung.

Ich war im Vorbeihuschen an der Pritsche fast bis zur Kabine gekommen, als die Fahrertür von innen mit Schwung aufgestoßen wurde und mir ein ganzer Schwall trockenen Hustens entgegenshallte. Nein, das war definitiv nicht Schmidt, dessen Husten klang selbstverständlicher, abgeklärter, gewohnheitsmäßiger. Hier handelte es sich dagegen um einen akuten Ringkampf mit den Bronchien.

„Wohin, Bubele?“

Das war der Mann, der Schmidt während der Saison gelegentlich im Kohlenhandel zur Hand ging. Der kleine Betrieb belieferte ohnehin nur noch eine aussterbende Spezies von Stammkunden. Ich hatte den Gesprächen der beiden schon hin und wieder im Vorbeigehen zugehört und schätzte den Gehilfen anhand seines Radebrechens auf einen Osteuropäer, wahrscheinlich war er Pole. Er mochte Ende vierzig sein, vielleicht auch Anfang fünfzig, so genau war das bei dem Kohlenstaub, der für gewöhnlich wie funkelnder schwarzer Puderzucker auf seinem Gesicht haftete, nicht zu schätzen. Wenn ich die beiden im Hof traf, schlich ich mich immer halb geduckt an ihnen vorbei, wobei ich mich bemühen musste, meinen Blick nicht zu lange auf dem Buckel des Gehilfen verweilen zu lassen.

„Kannst helfe?!“

Diese knappen Worte kamen mit einem ganz schmalen Fragezeichen und einem dicken Ausrufezeichen aus seinem breiten, mit gelben Zahnstümpfen bestückten Mund. Ich schaute ihn ratlos an und er geriet regelrecht ins Plaudern.

„Rücke verrisse!“, sagte er und fasste sich mit den wulstigen Fingern beider Hände an seine ausladenden Lenden, sein Gesicht verzerrte sich im Schmerz.

„Oh!“, entfuhr es mir, und ich empfand das als durchaus angemessene Reaktion auf seine sparsame Art der Kommunikation.

„Kannst helfe auflade!?!“, präzisierte er jetzt seinen Wunsch nach Unterstützung.

Wieder mehr Ausrufe- als Fragezeichen. Aber immerhin war er nun schon bei einem Dreiwortsatz angelangt. Wenn das so weiterginge, könnten wir zu Weihnachten ein philosophisches Kolloquium miteinander halten.

Ich war noch dabei, meine Ausrede auf einen möglichst prägnanten Satz einzudampfen, immerhin musste ich um Viertel nach zehn im Proseminar zur ‚Hermeneutik des Ungewissen‘ sein, als Schmidt von hinten um die Plane bog. Nun saß ich zwischen beiden fest, you lose.

„Paul“, sagte Schmidt im freundlichsten und gewählten Ton, den ich jemals aus seinem Mund vernommen habe, „könntest du ihm vielleicht beim Ausfahren helfen? Er hat sich den Buckel ausgerenkt. Ist nur eine Station, in einer Stunde seid ihr wieder hier auf dem Hof und ich geb dir nen Zwanziger auf die Hand!“

Schmidt schaute mich auf seine bauernschlaue Art durch die stets etwas angelaufenen Gläser seiner dicken Hornbrille an. Aber es war weder dieser Blick noch der Zwanziger, der mich überzeugte. Nein, man musste zugeben, dass Schmidt bei all seiner Raubeinigkeit ein ausgesprochen fairer Vermieter war, der nie Stress machte, auch wenn wir in unserem Häuschen mal eine Party steigen ließen oder vergessen hatten, montags die Mülleimer rechtzeitig auf den Gehweg zu stellen. Und genau genommen konnte ich das hermeneutische Verfahren auch bei der Rekonstruktion der Seminarinhalte aus den Aufzeichnungen meiner Kommilitonen üben. Mein Gott, was schwafle ich hier lange drumherum, ich gehörte einfach noch nie zu denen, die gut Nein sagen können!

LESEPROBE

Andreas Rodenheber hat Germanistik und Politikwissenschaft in Gießen studiert. Nach dem Ersten Staatsexamen fürs Lehramt absolvierte er ein Kurzvolontariat in einem Verlag und arbeitete in Werbeagenturen in Bad Homburg und Frankfurt, bevor er sich 1995 als Texter selbstständig machte. Seine Kurzgeschichte *Die lange Nacht der Krokodile* erschien 2025 in der Anthologie *In vollen Zügen* von Treffpunkt Schreiben.